

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 83.

Freitag, 7. April.

1916.

Um Ehre und Leben.

(V. Fortsetzung.)

Roman von Paul Wigg.

(Nachdruck verboten.)

Dann sich umschauend, fuhr sie fort: „Ihr wohnt ja ganz nett hier, zwar ein bißchen eng und hoch und riesig weit draußen, aber bei geringen Ansprüchen kann man sich ja immerhin wohl fühlen hier. Zwar an die Vergangenheit darf man nicht denken, da fällt der Vergleich schlecht aus, — aber, na, reden wir lieber nicht davon.“

Frau Luise war so erschrocken über diesen Wortschwall, daß sie gar nichts zu sagen wußte, aber sie fühlte, daß ihr die Tränen nahe waren.

Das merkte Lucie, deshalb erwiderte sie ziemlich herb: „Bist du nur gekommen, Lantchen, um uns hier zu demütigen?“

Sofort war die Alte pikiert. „Bitte, wart' doch erst ab, weshalb ich gekommen bin, ja!“ rief sie gallig. „Es würde der heutigen Jugend durchaus nichts schaden, trenn sie vor dem Alter ein bißchen mehr Ehrfurcht hätte!“

Da niemand hierauf etwas entgegnete, fuhr das liebe Lantchen, jetzt zu Frau Luise gewandt fort: „Also, ich bin hier im Auftrage unseres Frauenvereins; — es hat mir und den anderen Damen doch leid getan, daß man euch so aus unserer Stadt hat wegziehen lassen, um so den Kampf mit dem harten Leben aufzunehmen. Deshalb haben wir uns alle zusammengetan und haben an den Magistrat petitioniert, daß dir, meine liebe Luise, eine Freistelle auf Lebensdauer in unserem städtischen Versorgungsfond für Damen höherer Stände eingeräumt würde. Und ich freue mich, dir sagen zu können, daß der Magistrat das bewilligt hat.“

Weiter kam sie nicht. Denn Frau Luise saß da und weinte bitterlich. Das letzte bißchen Stolz der armen, so schwer geprüften Frau war auf das Empfindlichste getroffen: sie, die ehemals die erste Rolle in der Stadt gespielt hatte, — sie, die gerade diesem Stifte zahllose wohlthätige Zuvendungen gemacht hatte, — sie sollte nun selber als ein Pflögling in dies bessere Armenhaus gehen? Nein, das war zu viel, diese Demütigung ertrug sie nicht! Und weinend brach sie zusammen.

Sofort war die Tochter bei ihr und sprach ihr Trost zu. Das Lantchen jedoch stand mit offenem Munde dabei und wußte nicht, was sie davon denken sollte. Als aber noch immer kein Wort des Dankes für ihr so glänzendes Anerbieten fiel, fragte sie endlich erstaunt: „Ja, was heißt das? Was habt ihr eigentlich? Sind das Freudentränen? Oder was soll ich sonst davon denken?“

Da antwortete Frau Luise mit matter Stimme: „Du und die anderen Damen sind sehr liebenswürdig, an mich zu denken, leider aber muß ich für euer Anerbieten bestens danken.“

Nun war das Lantchen einfach starr; sie sank in ihren Stuhl zurück, sah von einer zur anderen und fragte endlich: „Was denn? Was heißt denn das? Du lehnst unser so selten günstiges Anerbieten ab? Das kann doch wohl nicht dein Ernst sein?“

„Doch, Lantchen, es ist mir durchaus ernst damit“, klang es still zurück.

„Ja, ist denn das nur möglich!?“ pläzte jetzt die Alte herauf. „Du bist einfach von Sinnen, Lucie! Sonst verstehst du meine Worte nicht! Daß doch nur den dummen Stolz beiseite! So eine tadellose Versorgung wird dir nie wieder geboten!“

„Ich bitte dich, höre doch davon auf, Lantchen“, rief Lucie schnell dazwischen, „du siehst doch, wie weh du Mama damit tust!“

„Was, weh tue ich euch damit!? Ja, seid ihr denn alle beide übergeföhren!? Ich komme, um euch ein nahezu stütliches Geschenk in den Schoß zu werfen und es fehlt nicht viel, so weist ihr mir die Tür dafür! Was soll man denn überhaupt dazu sagen!? Mir steht einfach der Verstand still.“

Noch einmal bat Frau Luise: „Aber begreifst du denn nicht, daß ich euer Anerbieten nicht annehmen kann? Ich würde ja zugrunde gehen daran. In einer Stadt, in der ich so lange die erste Rolle gespielt habe, soll ich nun von Gnadenbrot und Almosen leben? Lieber sterbe ich doch hier, wo mich niemand kennt, in Armut und Elend.“

Lantchen machte ihr spitzfindiges Gesicht und antwortete mit höhrendem Lächeln: „Ach so, ach so, — ja meine liebe Luise, wenn du die Nase noch so hoch trägst, dann freilich begreife ich alles. Natürlich, unter diesen Umständen kannst du nicht anders als ablehnen, das ist ja ganz klar. Dann bitte ich auch noch vielmals um Entschuldigung, daß ich dir so was überhaupt angeboten habe. Selbstverständlich werde ich all den anderen Damen das sofort berichten, und dann können die sich auch noch bei dir entschuldigen.“

„So hör doch nur auf!“ rief Lucie ihr zu.

„Du sei nur ganz still“, replizierte die Alte, jetzt immer bissiger werdend, „du bist die Schlimmste von allen. Für dich hatten wir auch eine Stelle beim Telefonamt für 90 M. monatlich ausgemittelt. Aber nachdem ich dein gutes Herz kennen lernte, hab' ich sie dir erst gar nicht angeboten, um mir nicht noch einen Storch zu holen.“

„Ich hätte natürlich auch bestens gedankt.“

„Aber gewiß, wenn man noch auf einen Grafen wartet, ist das ja auch ganz erklärlich!“

Lucie erwiderte nichts, nur einen unsäglich verächtlichen Blick warf sie dem alten Bläulichmaul zu.

Da nahm Lantchen Hut und Mantille, knigte zierlich und rief zum Abschied: „Nun, so wünsche ich euch denn recht viel Glück!“ — Da niemand etwas entgegnete, raufchte sie stolz hinaus.

Frau Lucie schluchzte bitterlich — — — alles, was die leht vergangenen Monate ihr an Weh und Leid gebracht hatten, — alles, was sie tief im geheimen an Stummer und Schmerzen mit sich herum trug, alles war jetzt mit brutaler Hand kraß und roh aufgerissen worden, — von neuem bluteten alle die alten Wunden.

Lucie war nach Kräften um sie besorgt, ihr Binderung und Vergessen zu schaffen, aber auch sie erreichte

nicht viel. Die alte Frau wurde ernsthaft krank, so daß ein Arzt kommen mußte.

Schlimme Tage und noch schlimmere Nächte kamen. Die Tochter wich fast nicht vom Lager der Mutter und pflegte sie mit aufopferndster Hingabe. —

Eines Tages ging die Klingel, und als Lucie hinaus sah, stand eine barmherzige Schwester da.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie befehle, Fräulein Braun“, sprach die Krankenpflegerin freundlich, — „ich möchte mich Ihnen vorstellen. Welling ist mein Name. Seit dem 1. Oktober bin ich Ihre Flurnachbarin.“

Lucie war zwar ein wenig erstaunt, doch bat sie höflich näher zu treten. Erst jetzt gewahrte sie, daß die Eintretende ein stattliches Mädchen von sehr sympathischem Äußeren war, die die Schwestertracht ganz prachtvoll trug.

„Schelten Sie mich nur nicht zudringlich“, bat die Angekommene freundlich, „daß ich so ohne weiteres hier eindringe. Aber ich verfolge einen ganz bestimmten Zweck dabei. Ich weiß nämlich, daß Ihre Frau Mama krank ist, und da möchte ich Ihnen meine Hilfe anbieten.“

Lucie wurde ein wenig verlegen.

Das merkte die andere gleich und schnell fuhr sie fort: „Bitte, verstehen Sie mich nicht falsch, Fräulein, — ich habe nämlich von meiner Aufwartefrau, die mit der Ihrigen befreundet ist, so ziemlich alles über Ihren Hausstand erfahren. — Sie wissen ja, wie so kleine Leute gern alles herumtragen. — Na, kurz und gut, da habe ich mir denn vorgenommen, Ihnen in Ihrem schweren Amt ein bißchen beizustehen. Ich habe nämlich momentan gerade nicht viel zu tun, also macht mir das wirklich gar nichts aus.“

Immer noch ein wenig erstaunt und verlegen, antwortete Lucie: „Sie sind sehr liebenswürdig, Fräulein Welling, aber ich möchte Sie doch lieber nicht bemühen, — übrigens geht es Mama ja auch schon besser.“

„Ach bitte, bitte, geben Sie mir doch keinen Korb, liebes Fräulein! Es ist wirklich gar keine Mühe für mich. Und offen gestanden: Es ist auch etwas Egoismus dabei, ich will ganz ehrlich sein. Ich suche nämlich etwas Familienanschluß. Ich stehe ganz einsam da. Alle meine Angehörigen sind tot. Ich bin aus guter Familie, aber wir hatten Malheur, wie das ja so vorkommt im Leben. Na, nun bin ich auf den Erwerb meiner Hände angewiesen. Zum Glück kannte ich von früher her den Samariterdienst, und so ist es mir nicht schwer geworden, mich in meinen neuen Beruf hineinzuarbeiten. Ich stehe mich auch ganz gut dabei und habe mir sogar schon etwas erspart. — Also weisen Sie mich nicht ab, liebes Fräulein, ich werde Ihnen gewiß auch nie zur Last fallen! Nur nicht so ganz allein möchte ich immer sein, man spricht doch auch mal gern ein Wort, wenn man freie Zeit hat.“

Lucie lächelte. Das alles kam so harmlos und naiv heraus, daß man sich für die Schwester interessieren konnte. Außerdem erklärte sie in dem Schicksal dieses einsamen Mädchens ja ein gutes Stück ihres eigenen Lebens. Und so ließ sie denn ihre anfänglichen Bedenken schwinden und nahm den Vorschlag der Nachbarin an, denn ein wenig Beistand und verständnisvolle Pflege konnte sie für die kranke Mama ja wirklich recht gut brauchen, um so mehr, da ihre eigenen Kräfte doch recht oft schon bedenklich nachließen.

So sprach sie also mit der Mama und wußte auch sie zu überreden, so daß man den Beistand der Nachbarin dankbar annahm. Fräulein Welling, die sich von nun an als Schwester Marie einführte, war natürlich hochbeglückt und tat alles, um sich bei Mutter und Tochter — denn Kurt bekam sie fast nie zu Gesicht — beliebt und unentbehrlich zu machen. Der kranken Mama war bald geholfen, denn unter der verständnisvollen Pflege gesundete sie fast zusehends. Und Lucie war mit dem neuen Hausgast auch gedient, da sie jetzt nicht mehr so ganz einsam und zum Grübeln verdammt war. So gestaltete sich alles zum Besten und das freundliche, humorvolle Wesen der Schwester Marie brachte manchen Son-

nenblick in die ernste Stimmung, die bisher über der Familie Braun so drückend gelagert hatte. Manchmal nur kam es der alten Dame so vor, als blicke ab und zu mehr Lebenslust aus den dunklen Augen der Pflegerin, als sich mit ihrem Schwesterberuf eigentlich vertrat, und in solchen Augenblicken hatte Frau Luise manchmal die Einbildung, es müsse unter dieser ersten Tracht ein ganz tolles Weltkind stecken. Sie hütete sich jedoch, dies zu verraten. Ihre geängstigten Sinne hatten sie sicher nur getarnt.

Sie sah ja, wie vertrauensvoll Lucie mit der neuen Hausgenossin verkehrte, also war sicher nichts zu befürchten dabei.

In der Tat, Lucie hatte sich merkwürdig schnell an die Schwester Marie gewöhnt. Sie wunderte sich zuweilen selber darüber. Es lag eben etwas so eigenartig Faszinierendes in den Blicken und im ganzen Wesen dieser jungen, energischen und stattlichen Person, dem man sich nicht gut entziehen konnte; und Lucie, die durch ihr Unglück und ihre Einsamkeit verächtelt und still geworden war, fand in diesem Mädchen, das so fest und sicher im Leben stand, und sich trotz seines schweren Berufs einen so sonnigen Humor erhalten hatte, eine recht liebe und angenehme Gesellschafterin, und da sie einige Jahre älter war und Welt und Menschen gut kannte, so konnte sie manches von ihr lernen.

So hatte man sich bereits nach einigen Wochen derart an die täglichen Besuche der freundlichen Nachbarin gewöhnt, daß sie den Damen schon fehlte, wenn sie einmal einen Tag lang ausblieb.

Nur Kurt verhielt sich reserviert, er wußte nicht so recht, was er von ihr halten sollte. Ein paarmal, als ihn ein Feuerblick aus ihren dunklen Augen traf, hatte er schnell versucht, einen kleinen Flirt anzubandeln, da er aber erbarmungslos abgefallen war, hatte er sich beleidigt zurückgezogen und hielt sich nun ganz abseits.

Schwester Marie hatte noch immer nicht viel zu tun, so daß sie einen Teil ihrer Zeit den Damen Braun widmen konnte. Wenn Lucie bei ihrer Malerei saß, schaute die Nachbarin interessiert zu und wunderte sich, wie viel Mühe, Fleiß und Geschick dazu gehörte, bis so ein kleines Kunstwerk fertiggestellt war.

Einnmal sagte sie: „Wissen Sie, Fräulein Lucie, wenn ich Ihnen so zusehe, kommt mir immer der Gedanke, daß es doch jammerlich ist, wenn Sie ihre frische, rosige Jugend hier draußen in den einsamen vier Wänden vertrauern wollen.“

Lucie lächelte, und ohne von der Arbeit aufzusehen, fragte sie schelmisch: „Ja, wo sollte ich denn sonst hin?“

„Ihr Platz ist ganz wo anders.“

„Zum Beispiel, wo denn?“

„Diese zarten, feinen Händchen sollten überhaupt nicht arbeiten!“

„O, wie die Lilien auf dem Felde, nicht wahr? Nur fürchte ich, der liebe Herrgott würde uns dann nicht ernähren.“

„Nein, ernsthaft, Fräulein Lucie, Sie sind wirklich zu schade, um hier zu verkümmern. Jeden Tag merke ich das mehr.“

Jetzt sah Lucie heiter auf: „Aber Schwester Marie, was ist denn heute mit Ihnen los? So kenne ich Sie ja gar nicht.“

„O, ich habe mir schon lange vorgenommen, darüber mal mit Ihnen zu sprechen, Fräulein; — ganz ernsthaft, dieses Leben hier können Sie doch nicht so weiterführen, sonst sind Sie ja in ein paar Jahren verkümmert und verbittert.“

„Ja, mein Gott, wie sollte sich denn unser Dasein anders gestalten? Ich muß doch arbeiten!“

(Fortsetzung folgt.)



== Lesefrucht. ==



Denk an Tage gern zurück,
Die dir froh zerronnen.
Süß ist, in entschwundenem Glück
Dankbar sich zu semen.

Karl Gerol.

Der hundertfünfzigjährige Prater.

(Zum 7. April.)

Von Dr. Hans Bantock.

I.

„Ge—rr—ein—nspaziert! Ge—rr—ein—nspaziert! Sogleich wird alles expliziert!“ Bei dem Gedanken an den 150jährigen Prater summt mir fortwährend die kleine, törichte Walzermelodie im Kopf. Weiß Gott, warum! Vielleicht nur deshalb, weil in ihrem jauchzenden und schmalzenden Rhythmus so viel von dem musizierenden Temperament des Wiener Lebens und seiner Praterfreudigkeit enthalten ist, weil die Ausrufer vor den Schaubuden der „Dame ohne Unterleib“, „Asras, des Wächchens mit dem Vogelkopf“, „Astartes, der Königin der Nacht mit dem Abendstern im Saare“, tagaus, tagein ihr „Herreinspaziert“ schreien, brüllen, grölen, vielleicht aber auch darum, weil sich an der Geschichte des 150jährigen Praters wirklich das Werden und die Wandlungen Wiens „explizieren“, seine Kriege und seine Siege, seine Krisen und Entwicklungen, die ganze Geschichte der Kaiserstadt und des Kaiserstaates und noch etwas mehr. . . .

Immer enger und umklammernder wuchs das Häusermeer der Millionenstadt an die Auen, Wiesen, Weiher und Wälder des Praters heran. Aber auch der Prater wuchs immer fester und inniger in sie hinein, fast bis an ihr Herz von St. Stephan. Er sandte, als Herold seiner Herrlichkeit, seine breite geräumige Straße aus, die mit ihren Großstadtkaläften, Kaffeehäusern, Ringel-Tangel und Theatern, ehe es noch im Vor- und Nachkrieg eine Ringstraße gab, die schönste und vornehmste Straße der Wienerstadt war und damals nach ihm, nach dem Ziel des Weges benannt wurde, die Praterstraße! Sie ist die „via triumphalis“ Wiens. Am 25. Sept. 1814 zogen hier die Alliierten ein: Franz I., Friedrich Wilhelm von Preußen und Alexander von Rußland in seiner militärischen Uniform. Kopf an Kopf standen die Leute, wie sie gestern und heute standen, wenn irgend ein fremder Herrscher am Nordbahnhof ankam, und wie sie einmal wieder dastehen werden, wenn unsere Truppen, Eichenlaub um die Mähe und Siegesfahnen über den Häuptern aus dem Kriege wiederkehren. Derselbe Jubel, dasselbe Volk, die gleichen hellen, lachenden Wiener Gesichter. Nur daß sie damals, vor 152 Jahren, nach der Mode der Zeit anders gekleidet waren: bunter Frack, Knieflecken, Seidenstrümpfe, Schnallenschuhe, und daß vor dem Spalier der Bürger die Varenmützen des Militärs mit Schießprügel und Bajonetten (so lang wie Rang) dastanden.

Ja, der Kongreß war des Praters erste große Zeit. Norisfahrten alle Tage, zur Sommerzeit in Kaleschen, von denen Kaiser Franz als Gastgeber 300 gleiche hatte bauen lassen, während des Winters im Schlitten; und zwischendurch Jogden in der Bobau, die heute noch so still und vereinsamt liegt, daß hier Reiter und Normorane haufen. Am 14. Oktober — Gedanktag der Völlerlichkeit! — gab es ein Extrafest: 14 000 Grenadiere wurden an langen Goltischen bewirtet, und als sie das Kaiserhoch ausbrachten, da war es, so bemerkt der entzückte Chronist, „wie Donnerrollen bis in die fernsten Vorstädte hörbar“. Die schönste, prunkvollste Schaustellung aber war das „Rauscherfest“ am 1. Mai, wie alle Jahre seit den Tagen Karls VI. Zur Zeit, als es noch keine Straßenbeleuchtung gab, hatten die Adligen nämlich, wie man sich vielleicht aus dem „Rosenkavalier“ erinnert, Läufer, die mit brennenden Fackeln vor den Kaleschen einherliefen, die bei Auffahrten zu Festen den Namen ihrer „Herrschaft“ ausriefen und sonst als „Messenger boys“ verwendet wurden. Geschwindigkeit war ihre Hegerlei! Am 1. Mai nun liefen sie 4 Kilometer der Praterhauptallee hin und zurück um die Wette. In den Farben ihrer Herrschaft, mit bunten Schärpen und bunten Fodenlappen, die freilich rundum mit Pfauenfedern und Straußenfedern geschmückt waren. Ein Duzend funkelnagelneue „Stoemniher“ (Dulaten) waren der Preis. Los! und die armen, geheulen, leuchenden Menschen liefen, stürmten, flogen über die Bahn. Hinter ihnen der „Zantischkywagen“ mit dem Arzt, der die Niedergebrochenen auffas und zum Stari brachte, wo unterdessen die Sieger mit den kampfsartig atmenden Lungen, in Mäntel gebüllt, im Schritt auf- und abgeführt wurden. Ja, es war alles wie beim „Derby“, das seit 1838 auch im Prater, in der Freudenau, gelaufen wird: die Farben der Fodenlappen und daß man die „Renner“ mit den Namen der „Herren“ nannte. „Colalto“, „Lichtenstein“, „Osterhazy“,

und daß die Sieger im langsamen Schritt zum „Aus-schnaufen“ herumgeführt wurden. Nur: die „Renner“ waren nicht Tiere, sondern Menschen, das Vergnügen war tierisch und unmenschlich, und im Jahre 1848 der Menschen- und Bürgerrechte fand es ein Ende.

Ja wohl, die Geschichte des 150jährigen Praters ist die Geschichte Wiens und des neuen Österreichs: es ist darum ganz in der Ordnung, daß auf dem ersten Blatte der Name Kaiser Josephs steht. Einen Prater, Wiesen und Wälder, Schwarzpappeln und Ulmen und Wege zwischen den Wäldern hat es freilich schon vor ihm gegeben: so ungefähr seit Erschaffung der Welt bestand dieses Paradies. Aber was nützt einem das schönste und süßeste Paradies, wenn man es nicht betreten darf, wenn es mit hohen Bretterzäunen „eingepflanzt“ ist? Erst Joseph II. gab den Prater frei, und als ihm ein Schranke sagte, nun werde er sich auf seinen Spaziergängen unter die misera plebs mischen müssen, sprach er die Worte, die jeder Wiener Schulklinge in seinem Lesebuch findet und auswendig lernt: „Wenn ich stets unter meinesgleichen herumwandeln wollte, dürfte ich nur in der kaiserlichen Gruf spazieren gehen.“

II.

So ganz nach dem Wort und Willen des freisinnigsten Sabsburger Kaisers ist es nun mit der Vermischung der Stände und Massen des Adels und des Volkes, der Kavalierversnügungen und der Volksbelustigungen nicht gegangen. Es gibt einen „Nobelsprater“ mit Reitalleen, Norisfahrten, Rennplätzen, Sacherrestaurants, und es gibt einen „Volksprater“ mit Jahrmarktsbuden, Ringelspielen, Biergärten, „Fünfkreuzertanz“ und dem ganzen schallenden, knallenden Rummel und Ladau des „Herreinspaziert“, das sich von Jahr zu Jahr überbot, überschrie, überholte, überbaute; von der primitiven Lust der Schaufel zum Mechanismus des Eisenbahnringelspiels des „Großen Chinesers“, das hier knapp nach der ersten richtigen Eisenbahn 1844 von Calafatti errichtet wurde, vom Horizontalfreis des Ringelspiels zum Vertikalfreis des Niesenrodes, das — mit dem Anlagekapital von einer Million Kronen — die „Entwicklung“ des Vergnügungshandwerks zur Vergnügungsindustrie kennzeichnet, das Wien — in diesem Punkte — nur den Städten des größten Juggummels, Paris, Chicago, London, gleichstellte und — wie der alte „Steffel“, der Stephansdom — ein neues, neuzeitliches Wahrzeichen der Stadt ist.

Auf Praterboden sind in diesen letzten 150 Jahren die neuen „Wahrzeichen der Stadt“ entstanden: Niesenrad und — Weltumstellungsjahr! — die Rotunde. Zwischen dem Prater des Volkes und dem Prater der Kavaliere ist die Niesenausstellungshalle der Industrie, des Gewerbes, der Arbeit, fast symbolisch gelegen. Die Front zur „Hauptallee“ mit ihren uralten Kastanienbäumen, von denen mancher vierhundert Jahre alt, in der Zeit Ferdinands I. gepflanzt worden ist. Alte Leute erinnern sich noch, wie hier die gläserne Kalesche Franz Karls, des Vaters unseres Kaisers, zum Lusthaus triebte. Jüngere haben es noch deutlich in der Erinnerung, wie hier der Kutschierwagen des Kronprinzen Rudolf vorüberfuhr. Elisabeth, die Kaiserin, machte in diesen Auen und Alleen gern ihren Morgenritt, wenn der Tag noch jung, und das Grün noch frisch vom Nachtschlaf und der Tau auf den Gräsern war! Um diese Stunde ist der Prater still, ein Land für Träumer, weiße Schmetterlinge und schwärmende Dichter. Die Straße der Praterhauptallee führt schnurgerade durch die Wiener Literatur! Man könnte gleich mit Franz Grillparzer beginnen und mit Adalbert Stifter, der sonst der feinste und wortgewandteste Schilderer der Landschaft, vor der Herrlichkeit des Praters nach dem Ausdruck sucht: ist er Wald, Park, Volksbelustigungsstätte, Au, Stadt oder Land, oder dies alles zusammen? Kein Wort deckt den Begriff: der Prater ist all dies, und wer nicht nur äußerlich, sondern ins Innere dringend, seine Geschichte schreibe, die Geschichte der Lust, die er gab, der Leidenschaft, die er entfachte, der Liebe, die er aufblühen machte, des Leides, in das er sie abklüffeln ließ; er schreibe ein Compendium der menschlichen Seele einzig in seiner Art. Auf dieser Bank saß der Leutnant Guste in der Nacht vor seinem Zweikampf. In den lachenden Lärm des Praters trugen (im „Weg ins Freie“) der Herr v. Wergenthin und der Dichter Veermann ihre Melancholie, ihre Fremdheit und Einsamkeit; „Laurenz Hallers Praterfahrt“ hat die Hauptallee zum Schauplatz, Titel und seelisch-sittlichem Symbol. Und weit draußen, am Rand des Praters, an der Donau, steht das kleine Selbstmörderwirthaus, das wir von

gehn Jahren auf dem Burgtheaterpodium sahen in einem kleinen, sentimentalischen Stück Eugenie delle Grazies, wo eine „ins Wasser ging“ . . .

Der Prater hat auch Melancholien. Es soll ihn überhaupt nur betreten, wer zwischen Mai und September in Faschingslounge ist! Dann aber findet er dort, wie Graf de la Garde, der zierliche Thronist des Wiener Kongresses, schrieb, „eine Schönheit der Natur, die den Blick ergötzt, mit dem Anblick eines Mildes vereint, das die Seele wunderbar beruhigt und erquickt“. Sein Prater von 1848 ist freilich nicht der unsere von 1914, 1915 und 1916. Der Prater ist demokratischer geworden in diesem Jahrhundert. Die Biergärten aus dem Volksprater drängten immer näher an die Nobelallee heran, die „Käuserfeste“ zu Osterszeiten und die Waisfahrten von Anno Dagumal schwanden aus der Mode. Dem Volke gehört am 1. Mai der ganze Prater! Und niemals soll es in einer Biographie Franz Josephs vergessen werden, daß im Prater, auf äraristischem kaiserlich-königlichem Boden, die Arbeiter ihre Agitationsreden ums allgemeine Wahlrecht hielten. Der Traum Josephs II. hat sich unter Franz Joseph I. erfüllt! Fast scheint es uns, als hätte der Prater nun seine letzte, endgültige Form bekommen. Wir Lebenden können ihn uns nicht anders denken. Seine Geschichte dünkt uns vom Schenkerwillen bis zum Vollenkervillen, von Joseph II. bis Franz Joseph I. abgeschlossen und rund in sich. Aber der Prater lebt! Und darum heißt es am Ende seiner kleinen Spezialgeschichte — wie am Ende einer wirklichen, großen Weltgeschichte — „Fortsetzung folgt“.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die Schwalben in der Kriegszeit. In einem in Westfalen und in anderen niederdeutschen Gegenden Deutschlands verbreiteten Liede begrüßen die Schwalben, die Ende März oder Anfang April zu uns aus dem Süden heimzulehren pflegen, ihre Quartiergeber mit folgenden Worten:

Lo Joar, ar ik furt gem,

Bören alle Stoppen un Skuren vull;

Mu, ar ik woer lam,

Es alles verquaddelt, verquaddelt, verheert un verheert.

(Als ich im vorigen Jahre fortzog, waren alle Schuppen voll, geht, wo ich wiederkomme, ist alles durchgebracht, verlostert, zerstört und verzehrt.) An diese niederdeutschen Verse hat sich Friedrich Rückert angelehnt, wenn er in dem bekannten Liede „Aus der Jugendzeit“ die Schwalben singen läßt:

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,

Waren Kisten und Kasten schwer;

Als ich wieder kam, als ich wieder kam,

War alles leer.“

Die Rückertischen Verse haben natürlich den Sinn, daß bei dem Abzuge der Schwalben im Herbst alle Vorratsräume der häuerlichen Besitzungen mit dem Segen der Ernte gefüllt waren, daß aber im Frühjahr bei der Wiederkehr der Schwalben alle Vorräte aufgezehrt sind. Das Wort „verheert“ aber, das wir in dem letzten von den angeführten niederdeutschen Versen vorfinden, läßt uns darauf schließen, daß es sich hier ursprünglich um ein Lied gehandelt haben muß, das auf den Krieg und die Greuel des Krieges Bezug hat. Und ein solches Lied ist wirklich vorhanden. Es findet sich in der von Georg Ellinger herausgegebenen Sammlung der Gedichte Nikolaus Peunders, die den merkwürdigen Titel „Wohllingende Paude“ führt. Der aus Jauer in Schlessen stammende Dichter, der zu der Zeit des Großen Kurfürsten in Golln, der damaligen Schwefelstadt von Berlin, als Kammergerichtsadvokat, Stadtrichter und Ratskammerer gewirkt hat, ist wegen verschiedener seiner einen barocken und oft unförmlichen Humor aufweisenden Gedichte noch heute so manchem bekannt; nicht ohne Ergößen liest man beispielsweise ein an den Großen Kurfürsten gerichtetes Begrüßungsgebiht, das mit den schönen Versen anhebt:

„Mein Paunderschlag, das hom diibidibom,

Spricht: Friedrich Wilhelm komm!“

Das Gebiht aber, in dem von der Schwalbe die Rede ist und das den Titel „Der Frühling“ führt, zeichnet sich durch warme Empfindung und ein echtes Naturgefühl aus, so daß es uns in mancher Beziehung an Paul Gerhards berühmtes Früh-

lingsgebiht „Geh aus mein Herz und suche Freud!“ erinnert. Nikolaus Peunder singt in seinem vom Jahre 1654 datierten längeren Frühlingssiede von der Schwalbe:

Die Schwalbe kam und sahte

Sich für das Taubenhaus auf eine Stang und schwahte:

Geleert, verheert, verzehrt,

Was Gott der Herr besetzt!

Als ich im andern Jahr

Noch hier zugegen war,

Lag Schuppen und Boden und Scheune mit Früchten besweret.

Ich finde dies alles geleert, verheert, verzehrt.

Durchtrochen, zerstoehen, zerbrochen!

Vor sechsundzwanzig Wochen,

Als ich gab gute Nacht,

Stund mein Nest noch gemacht!

Iht, trauet, mir grauet nur unter dem Dache zu suchen,

Ich finde die Mauer durchtrochen, zerstoehen, zerbrochen.

Aus diesen Versen geht deutlich hervor, daß Nikolaus Peunder damit auf die Greuel des Dreißigjährigen Krieges Bezug genommen hat, der erst sechs Jahre vorher sein Ende gefunden hatte. Wenn in diesem Frühjahr die Schwalben zu uns wiederkehren, werden sie freilich auch überall Kisten und Kasten, Schuppen und Scheuern geleert vorfinden, aber die Schreden des Krieges haben dank der Tapferkeit unserer Feldgauen in unserm Lande ihre Nester und die Häuser, an denen diese hängen, völlig unverleert gelassen, so daß sie bei uns nicht, wie einst im Dreißigjährigen Kriege, einem „verheerten“ Heime ihr Klagelied zu singen brauchen.

Die sparsame Kriegsunbr in England. Die ungeheuren Ausgaben, zu denen man sich in England zur Erhaltung der eigenen Schlaffertigkeit und zur so dringenden und unaufhörlichen Unterstützung der finanziell mehr als schwachen Bundesgenossen genötigt sieht, läßt die immer ernster und nachdenklicher gestimmten Lords auf die merkwürdigsten Einfälle verfallen, die eine Einschränkung der allgemeinen Kosten ermöglichen sollen. Die neueste Idee auf diesem Gebiete, deren Vorschlag im Parlament lebhaft erörtert und sogar von Aquitt einer eingehenden Betrachtung gewürdigt wird, betrifft das „Gesetz zur Rettung des Tageslichts“, das von einem Komitee von Finanzfachverständigen als vorzügliches Mittel zur Ersparnis im Kriege anempfohlen wird. Alle Uhren in England, heißt es in diesem zumindest originellen Plan, sollen am dritten Sonntag im April und am dritten Sonntag im September um eine Stunde nachgestellt werden. Auf diese Weise will man je eine Stunde an Tageslicht, oder genauer gesagt, an Tagesarbeit gewinnen. Die Banken, die Geschäfte und Bureaus privater Natur, sowie auch alle Staatsämter, Postanstalten usw. sollen 60 Minuten früher als bisher mit der Arbeit beginnen und demgemäß auch um 60 Minuten zeitiger geschlossen werden. Auf diese Weise will man es erreichen, daß in allen Arbeitsräumen Englands täglich eine Stunde an der gerade jetzt so kostspieligen und wegen des Kohlenmangels nur unter Schwierigkeiten durchführbaren künstlichen Beleuchtung gewonnen wird. Auch die Eisenbahnen sollen dieses System einführen, und man will berechnet haben, daß die großen englischen Bahngesellschaften auf diese Weise nicht weniger als 1840 000 M. an Beleuchtungskosten im Jahre ersparen würden. Ob dieser Vorschlag wirklich eingeführt wird, ist gegenwärtig noch nicht bestimmt. Jedenfalls kann man heute schon sagen, daß England im Verlaufe dieses Krieges auf viel wichtigeren Gebieten als auf dem der künstlichen Beleuchtung bereits so viel Zeit nutzlos vergeudet hat, daß auch die Spitzfindigkeit dieser Zeitparade wohl kaum die Verluste wieder einzubringen vermag.

Die Läufe im Postpaket. Das folgende Geschichtchen, das den Humor der französischen Soldaten darrum soll, erzählt die „Viberte“: „Der Bürgermeister einer Gemeinde in Württemberg setzte es durch, daß zwei von seinen drei Söhnen in Kriegswerkstätten untergebracht und so vor den Gefahren der Front bewahrt wurden, trotzdem sie völlig feldunfähig waren. Diese Trübsalergerei, gegen die selbst die „Nationale Viga gegen die Drückberger“ wehrlos blieb, erregte das Argerniß aller Bürger und wurde durch Feldpostbriefe auch an der Front bekannt. So erhielt denn der Bürgermeister eines Tages ein Feldpostpaket mit folgendem Schreiben: „Da Ihre feinen Söhne sich nicht persönlich an der Front Läufe holen wollen, senden wir Ihnen beiliegend ein Paket dieses Inhalts zum bequemen Hausgebrauch.“